

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 15

Artikel: Nastasia Alexandrowna oder Leonore
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Doktor Jonsson beschloss, die Nacht über auf Elofsen zu bleiben. Als er gegen elf Uhr abends in das Zimmer des Kranken blickte, schlief Gunnarsson ganz fest, und der Atem ging ruhig. Befriedigt ging Doktor Jonssons schlafen. Er wachte erst auf, als das helle Tageslicht schon ins Zimmer strömte. Als das Mädchen auf sein Schellen eine Kanne warmes Wasser brachte, fragte er: «Wie geht es dem Herrn?» — «Ich glaube gut, er hat sich eben das Frühstück bestellt! «Frühstück?» — «Ja, es ist nämlich schon halb zehn Uhr!» Mit einem Satz sprang Doktor Jonsson aus dem Bett, zog einen Schlafrock über und eilte in das Zimmer seines Patienten. Dieser sass im Bett und verzehrte ein solides Frühstück. Der Mann sah völlig verändert aus, seine Augen strahlten. Er streckte lebhaft dem Arzt die Hand entgegen. «Alter Freund, du hast gewonnen, der Bann ist gebrochen, es ist halb zehn Uhr — und ich lebe noch! Ich fühle mich so frisch wie lange nicht! Björn, mein Sohn, ist heute mündig geworden, der Erbe von Elofsen!» Zwei Tränen rannen Gunnarsson über die Wangen. Doktor Jonsson behorchte noch einmal das Herz seines Freundes: «Vollkommen in Ordnung! Du kannst aufstehen!»

Eine halbe Stunde später sassen die beiden Freunde auf der breiten Steinterrasse vor dem Haus. Vor ihnen streckte sich die isländische Landschaft, grau und streng. In der Ferne dampfte der Schwefelsee. Auf der Strasse, die zum Hof führte, wurde nun ein Reiter sichtbar. Er kam rasch näher, das Pferd dampfte. «Das ist Sieversson vom Telegraphenamt in Reykjavik», sagte Gunnarsson plötzlich. «Was will er hier?» Ein Zittern überfiel ihn, es war, als ob plötzlich ein grauer Schatten über die Landschaft ging. Der Mann sprang vom Pferd, er reichte dem Doktor ein Telegramm und warf einen Blick auf Gunnarsson. Der Arzt verstand. Er öffnete das Telegramm und las «Björn heute morgen acht Uhr tödlich verunglückt...»

Jonsson wurde aschfahl. Der Fluch, dachte er, wieder ist ein Gunnarsson gestorben...

Ausmundur Gunnarsson nahm die Depesche aus der Hand des Freundes. Er zitterte nicht, als er sie las, es war so, als hätte er alles gewusst. «Kein Gunnarsson soll den 21. Geburtstag seines Erben erleben... Björn starb eine Stunde, bevor er mündig wurde...» Ausmundur starrte über die düstere isländische Landschaft. Er dachte an die Kette seiner Ahnen, er dachte daran, dass er nun der letzte Gunnarsson war. Der Ring war geschlossen...

Peter Kilian

N A S T A S J A A L E X A N D R O W N A O D E R L E O N O R E

Ein halbe Stunde lang hatten sie kein Wort mehr gewechselt — eine Ewigkeit. Georgs Gesicht war abweisend, und er selber stellte sich vor, dass die Schatten einer unsagbar düsteren Schwermut ihn gewissermassen der lächerlich banalen Alltäglichkeit entrückten. Seine Hände allerdings steckten ziemlich rüpelhaft in den Hosentaschen und er schritt aus, als ob er gestohlen hätte. Leonore oder Lore, wie sie meistens genannt wurde, vermochte ihm nur mit Mühe zu folgen; sie war dem Weinen nahe und in ihrem rundlich hübschen Antlitz spiegelte sich ihre Verwirrung und Ratlosigkeit.

Es war ein milder Frühlingsabend. Hinter dem fernen Waldrücken war die Sonne soeben untergegangen oder gleichsam in ihrer eigenen Glut ertrunken; noch indessen leuchtete der Horizont wie vom Widerschein einer ungeheueren Feuersbrunst. Die Dämmerung sank über die Stadt, die mit ihren schwelenden Dunstschleien friedvoll in der Tiefe lag. Still war es geworden.

«Jetzt hab ich aber genug!» sagte Lore unvermittelt und hielt mit einem Ruck an. Dann blickte sie auf die Stadt, vermochte jedoch kaum etwas zu sehen, weil die Tränen ihre Augen trübten. Am liebsten hätte sie losgeheult, dermassen jämmerlich war ihr zumute.

Er hielt ebenfalls an, betrachtete sie unsäglich gelangweilt und sagte kühl: «Wie es dir beliebt. Der Mensch, auch die Frau, ist ein freies Individuum.»

«Um des Himmels willen, was ist denn in dich gefahren, Georg!» rief sie heftig. «Die längste Zeit sagst du kein Wort und schneidest Grimassen, dass einem schlecht werden könnte. Wenn ich dir über-

drüssig bin, dann sag's doch gleich! Ich weiss schon, was ich zu tun habe. Du magst mich nicht mehr! Du willst mich los sein!»

Die Worte versagten sich ihr. Mit nervöser Hast zupfte sie ein weisses Tüchlein aus der Handtasche, klappte diese klickend zu und zerknüllte das Seidenfetzlein zornbeend und weinerlich in einem.

Er aber blickte zum verglimmenden Waldhorizont hinüber, noch immer grenzenlos gelangweilt, wie er selber glaubte. Vor noch nicht ganz zwei Stunden hatte Georg nämlich einen backstein-dicken Roman zu Ende gelesen, von einem russischen Dichter, und noch war er von der aufwühlenden Lektüre ganz berauscht und benommen. Besonders der Held hatte es ihm natürlich angetan, dieser Alexander Alexandrowitsch Prokofjitsch, ein Jüngling von bald zwanzig Jahren wie er, der, unsäglich gelangweilt und des Lebens überdrüssig, sich auf der drittletzten Seite in der Newa ertränkt hatte. Wie ihn doch diese haus-backene Lore langweilte! Mein Gott, wie ahnungslos sie war! Nicht einen Hauch hatte sie von der wunderbaren, geduldig leidenden Nastasja Alexandrowna, der engelhaften und unergründlichen Geliebten Alexander Alexandrowitschs. Würde Lore ihn jemals so aufopfernd und hingebend lieben können, wie Nastasja ihren Alexander Alexandrowitsch liebte? Er blickte sie an, die an einem grünen Lattenzaun stand, in ihr Seidentüchlein biss und kindlich schmollte. Nie würde sie so hingebend lieben können, nie! Sie war ja ein durchaus anständiges und nettes Mädchen, aber eben keine Nastasja Alexandrowna. Ein schlichtes Geschöpf mit Stricknadelweisheiten. Georg gähnte und hob die Achseln. Lore hauste auch nicht in einem lichtlosen Kellerloch wie Nastasja Alexandrowna. Sie verkaufte ihren reinen Körper nicht an gewalttätige und tierisch besoffene Gutsbesitzer, um dem Geliebten die Mittel zum Studium zu beschaffen, um ihm den mühsamen und steilen Weg zum Ruhm zu erleichtern. Und nie würde Lore ihn im Innersten verstehen können, seine hehren Gedankenflüge und seine seelische Einsamkeit, seine existentielle Verlorenheit, von den Gedichten zu schweigen, die er heimlich schrieb.

«Gut. Du willst also nicht heraus mit der Sprache. Du stehst da wie ein Oelgötz. Dann lass es bleiben.» Lores Stimme bebte und die Tränen vermochte sie nun nur noch mit grosser Mühe zu halten.

«Was soll ich schon sagen? Wir verstehen uns ja doch nicht mehr...» Er hob die Achseln und

schüttelte den Kopf. Oelgötz hatte sie gesagt. Ein unsäglich primitives Wort. Oelgötz! Ein derartiges Wort wäre nie über die Lippen Nastasja Alexandrownas gekommen, niemals! Unvorstellbar! «Wir leben in getrennten Welten», sagte er, «wozu noch reden. Mit ist es vielleicht einmal bestimmt, Grosses zu vollbringen und du nennst mich einen Oelgötz! Wie abgeschmackt. Schon Schopenhauer hat gesagt...»

Jetzt blickte Lore ihren Liebsten entgeistert an. War er vollends übergeschnappt? Seine Phrasen verwirrten ihren schlichten Verstand und auch ihre Gefühle gründlich. Weinerlich stammelte sie: «Und vor einer Woche hast du mir noch geschworen, bei allem was dir heilig sei, du könntest überhaupt nicht mehr ohne mich leben! Hast du das etwa nicht gesagt?»

«Gewiss, das habe ich gesagt, aber das war doch letzte Woche», antwortete er unangefochten. Eine Ewigkeit war doch seither vergangen. Damals, vor einer Woche, hatte er den russischen Roman doch erst angefangen zu lesen. Versonnen schaute er über die abendliche Stadt und sah noch ein Stücklein des schimmernden Stroms. Die Newa! Nein, es war nicht die Newa und Lore nicht Nastasja Alexandrowna.

«Gut. Jetzt weiss ich genug.» Sie schluckte und weinte unvermittelt los. «Du hast mich überhaupt nie lieb gehabt! Ich war bloss deine... deine...» Sie brachte das schreckliche Wort nicht über die Lippen. Wimmernd kehrte sie ihm den Rücken und eilte davon, der Stadt zu.

Georg harrte noch eine kleine Weile in der unsäglich gelangweilten Pose aus, dann stutzte er. Wahrhaftig, sie lief allen Ernstes davon! Er traute seinen Augen nicht. Er wollte zwar gelassen stehen bleiben, doch setzten sich seine Füsse, eigentlich gegen seinen Willen, trotzdem in Bewegung und folgten ihr. Zuerst widerstrebend, zögernd und unschlüssig, als sie sich aber immer eiliger entfernte, beschleunigte er seine Schritte und verfolgte die Flüchtige schliesslich mit einem leichten Galopp.

Auf einen Wettlauf liess es Lore indessen doch nicht ankommen, und bald hatte er sie denn auch eingeholt. Seine russische Schwermut war auf einmal wie fortgezaubert.

«Leonore!» begann er bittend, doch jetzt heulte sie erst richtig los, als hätte er das Stichwort dazu gegeben. Sie schluchzte zum Steinerweichen.

«Lore! Es war doch nicht so gemeint! Bitte weine nicht so laut, es regt mich auf, du weisst es.

Warum legst du immer jedes Wort auf die Goldwaage? Ich meine — im Grunde — abgesehen — und überhaupt — ein Mensch wie ich ist doch Stimmungen unterworfen! Meine Probleme, verstehst du denn nicht? Eigentlich — im Grunde — ehrlich gesagt — ich habe doch nur dich allein lieb und keine andere!» Nun war es gesagt. «Von allen Menschen verstehst du mich doch am besten, das ist wahr, hörst du?»

Aber Lore konnte ihre Tränenflut nicht so mir nichts dir nichts abdrehen wie einen Wasserhahn. Sie schluchzte, drückste und schnupfte noch eine Weile — und das Tüchlein war mittlerweile plitschnass geworden.

Zärtlich behutsam nahm er ihren Arm und sie liess es, wenn auch etwas widerstrebend, geschehen. «Wirklich, Lore, es war nicht so gemeint, ich war — verstehst du — begreif es doch — in einer seelisch wackeligen Stimmung.»

Sie weinte jetzt mit immer länger werdenden friedfertigen Kunstpausen. Das Tüchlein brauchte bald keine Tränen mehr aufzusaugen. «Du warst so unbegreiflich, Georg, so schrecklich komisch», sagte sie endlich und lächelte liebevoll vergebend zu ihm auf.

Er nickte zögernd und betreten. Seine Zernirschung ärgerte ihn oder stiess ihm unangenehm auf. Er kam sich einen Augenblick lang übertölpelt vor, aber nur einen kurzen Augenblick lang.

Beim Abschied an der gewohnten Ecke, hinter dem Rosskastanienbaum, küssten sie sich lang und mit seliger Hingabe. Sie wollte flüsternd wissen, ob er sie auch ganz gewiss noch leidenschaftlich liebe, und er flüsterte zurück: «Lore, wie kannst du nur immer zweifeln. Ich könnte doch ohne dich gar nicht mehr leben . . .»

«Du hast den Rappel gehabt, das ist es, Georg», stellte sie abschliessend fest.

Er antwortete nicht, das heisst, er küsste sie noch einmal mit der ganzen Inbrust seiner bald zwanzig Lenze.

Als er dann heimwärts schlenderte, war er einerseits froh, sich mit Lore wieder versöhnt zu haben, anderseits musste er aber auch neuerdings an den Roman denken, der ihn dermassen aufgewühlt und benommen hatte. Wahrscheinlich, so überlegte er, würde es mir doch gar nicht behagen, wenn Lore in einem finsternen Kellerloch bei den Ratten und Asseln hausen müsste. Und diese reichen, dauernd besoffenen, Orgien feiern den und arme und unschuldige Mädchen entehren-

den Gutsbesitzer waren doch eine scheussliche Gesellschaft. Pfui Teufel! Auch dieser Alexander Alexandrowitsch mit seinem existentiellen Lebensüberdruss war doch im Grunde ein übler, arbeitscheuer und unsympathischer Bursche. Den lieben langen Tag auf dem Sofa zu liegen und Wodka in rauen Mengen zu saufen — was für ein langweiliges und erbärmliches Leben! Was blieb ihm denn anderes übrig, als sich auf der drittletzten Seite in der Newa zu ertränken?

Georg atmete erleichtert auf. Das Leben war doch alles in allem schön. Lore äusserst liebenswert und der gute alte Rhein zum Glück nicht die Newa.

A N E K D O T E N

Gesammelt von Grete Schoeppl

Rasche Gewährung

Der bekannte, in vielen Anekdoten verewigte amerikanische Politiker Daniel Webster hatte sich wieder einmal auf die Jagd begeben und sich dabei so weit von seinem Hotel entfernt, dass er sich auf dem langen Rückweg in der Dunkelheit verirrte. Es war schon reichlich spät in der Nacht, als er unerwarteterweise zu einem einsamen Farmhaus am Waldrand kam. Hier klopfte er an die Tür. Ein Fenster öffnete sich und der Farmer steckte den Kopf heraus: «Was wünschen Sie?»

«Ich möchte gern die Nacht hier verbringen!» sagte Webster.

«Gut, dann bleiben Sie da stehen!» sagte der Farmer und machte das Fenster wieder zu.

Gesichter für jedes Lebensalter

Als Albert Schweitzer anlässlich seines letzten Besuches in Europa weilte, fand er sich eines Abends mit seinen Freunden zu einer Unterhaltung zusammen, in welcher man sich unter anderem auch mit den Problemen der menschlichen Physiognomie befasste. Als die Reihe auch an Schweitzer kam, hiezu seine Meinung zu äussern, gab der grosse Menschenfreund dazu folgende ausserordentlich einleuchtende Definition:

«Mit zwanzig Jahren hat ein jeder das Gesicht, das Gott ihm gegeben hat; mit vierzig das Gesicht, das ihm das Leben gegeben hat, und mit sechzig das Gesicht, das er verdient.»